

Christine Franck

# Baaßner Geschichten



## Inhalt

Anstatt Vorwort .....	7
Im Nebel der Erinnerung .....	9
Weintrauben, Sauerkraut und Makkaroni.....	15
Unruhe.....	20
In der dritten Klasse .....	25
Ostern .....	28
Zimmerfrau für einen Sommer.....	32
Das Geheimnis .....	34
„Hanf-Rösten“ in der Kokel .....	36
Es wurde ein trauriger Herbst.....	40
Ein Sack voll Brot.....	44
Das Schlachtfest.....	48
Wir Kinder aus dem Kursch .....	58
Ein teurer Backenzahn.....	63
Die neue Lehrerin .....	69
Heilig Abend ohne Pfarrer .....	78
Das Geschenk .....	82
Ein Geburtstagsgruß .....	86
Eine teure Ladung.....	92
Martha weinte.....	97
Seiden.....	105
Wir lernen Russisch .....	122
Die Heimkehr.....	133
„Det Filpchen“ klärt uns auf.....	140
Das rote Halstuch .....	149
„Am Briut“ .....	161
Abschied.....	166
Die Konfirmandenzeit .....	173
Aufbruch .....	181
Im Internat.....	197
Der kleine Skifahrer.....	204
Die Großmutter .....	206
Gedankenbrücken.....	221

## Anstatt Vorwort

Die Sonne blendet, es ist wieder Föhn und meine dunkle Brille liegt daheim in der Schultasche. Ich blinzle hinaus in die Landschaft. Sie ist mir bekannt. Jedes Haus, jeder Garten, die Wiesen, der Wald, die Haltestellen, die Parkplätze mit allen gängigen Autotypen, alles bekannt und doch so fremd. In Wolfratshausen steige ich um, in den Bus. Eine ältere Dame spricht mich an und erzählt, dass mein Vater sie öfters zum Arzt gefahren hätte und dass meine Mutter ihr immer zugehört hätte. Sie redet und redet und ich spüre wie die Erinnerungen auf mich einströmen. Ich erkenne die Dame, es ist die Frau Sander aus der Wettersteinstraße. Sie war eine gute Bekannte meiner Mutter. Es ist lange her.

Der Bus hält, ich überquere die Strasse und dann stehe ich im Garten bei meiner Schwester. Die ist erstaunt, dass ich schon da bin und sagt auf Sächsisch: „*No giot, dott tio hai bäst, mir messen zio den Tanten goon.* Na gut, dass du hier bist, wir müssen zu den Tanten gehen.“

Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass wir unsere Tanten besuchen, wenn ich komme. Es sind die beiden jüngsten Schwestern unseres Vaters. Sie freuen sich, wenn sie uns sehen und haben immer Neuigkeiten von „daheim“. Diesmal ist es ein Film über Baaßen. Zwei junge Burschen, die Söhne von unserem Nachbarn Herberth Misch, haben den Film während eines Kurzbesuches gedreht. Ungeschickt und deshalb realistisch und unbelastet, haben sie die Zerstörung und die große Stille im ehemaligen Kurbad Baaßen festgehalten. Überall nur noch Ruinen, die Quellen versiegt, die Alleen überwuchert, Gestrüpp und Wildwuchs in den Parkanlagen.

Kein Mensch, keine Bewegung.

Betroffen, fassungslos, ohnmächtig verfolge ich die Bilder.

Ich kann es lange nicht begreifen, aber ich habe es gesehen: die Welt meiner Kindheit ist für immer zerstört.

Mein Alltag hat mich wieder. Die Schüler, die Vorbereitungen, die Exen, die Notenbögen, die Konferenzen, die

Kollegen, der Haushalt. Und dazwischen immer wieder die Erinnerungen. Manchmal ertappe ich mich sogar während des Unterrichtes, dass meine Gedanken in Baaßen sind oder in Mediasch. Ich muss sie festhalten, diese Gedanken, sie verfolgen mich zu sehr. Ob es mir gelingen wird, sie aus dem Nebel der Zeiten hervorzuholen? Ich muss es versuchen!

Der Anstoß kommt von meinen Schülern. Sie bitten mich, zu meinem bevorstehenden Abschied, etwas aus meiner Kindheit für ihre Schülerzeitung zu schreiben.

Ich werde es versuchen.

*Gröbenzell, Mai 2000*

*Christine Franck*

## Im Nebel der Erinnerung

Inmitten der Kriegswirren kam ich zur Welt, weit weg im Osten, in einem schönen Land, in Siebenbürgen.

Ich sei ein Sonntagskind, ein Glückskind, sagten sie mir.

In dem Winter waren mehrere Kinder an Keuchhusten gestorben. Fünf Wochen alt war ich, als ich erkrankte. Nach jedem kräftigen Hustenanfall hatten sie mich aufgegeben. Unser Doktor Schelker hatte meine Eltern darauf vorbereitet. Daheim in der guten Stube wurde ich getauft und hatte deshalb nur zwei Paten: den ältesten Bruder meines Vaters, den Hans-Pot, und das Geschwisterkind meiner Mutter, die Hann-Gind. Gleich nach der Taufe ist mein Vater mit seinem schnellen Pferdegespann über die *Hulla* nach Mediasch gefahren. Er hat einen alten, tauben Arzt mitgebracht, den Doktor Laam. Nach einer aufmerksamen Untersuchung soll er Muttermilch und feuchte Zimmerluft verordnet haben. Etwas von einem zähen Lebensgeist soll er auch gesagt haben.

Und sie haben mich Tag und Nacht herumgetragen und haben feuchte Leintücher im Zimmer aufgehängt.

Meine Mutter war eine kräftige Bäuerin und hatte genügend Milch für mich. Das war mein Glück.

Wie im Nebel sehe ich mich neben meiner Großmutter gehen. Sie hält mich an der Hand. Wir stapfen über den knirschenden Schnee durch die Dämmerung. Die Kirchenglocken läuten. Aus allen Gassen strömen Kinder in Begleitung ihrer Eltern zur Kirche. Es ist Heilig Abend. In der Kirche sind viele Menschen; meine Großmutter nimmt mich auf den Arm. Ich habe nur noch Augen für die große Tanne mit den vielen Lichtlein. Von irgendwo oben ertönt schöne Musik und es singen Kinder. Ein weißhaariger Mann in einem langen schwarzen Gewand, erzählt eine Geschichte, faltet dann die Hände und betet. Meine Großmutter drängt sich mit mir vor und sagt ganz leise: „Geh mein Kleines, geh zu den Kindern hin, geh hin und sag dein Gedicht.“

So stehe ich vorne bei der Tanne mit den Lichtlein und der weißhaarige Mann kommt auf mich zu und fragt nach meinem Namen. Ganz laut und deutlich erklingt meine Stimme und neugierig fragt der Mann, ob ich auch ein Weihnachtsgedicht kann. Ich trete vor, mache einen Knicks und beginne. Ganz still wird es. Man hört eine helle Kinderstimme, nur mich, das kleine Mädchen, sieht man nicht. Der weißhaarige Mann hebt mich hoch und geht mit mir um die Tanne herum. Da sitzen Frauen in einem Halbkreis, mit großen Körben vor sich und die sind voll mit allerhand guten Sachen. In ein Sacktuch legt mir jede Frau etwas hinein: Äpfel, Nüsse, Lebkuchen. Dann bin ich wieder bei meiner Großmutter. Die Leute machen uns Platz. Nun wissen sie, wem das kleine Mädchen gehört.

Daheim erzähle ich meiner Mutter, dass ich den lieben Gott gesehen habe und dass er mit mir gesprochen hat.

Ganz genau erinnere ich mich an das Sirenengeheul und an das Glockengeläut, wenn die Bomber kamen und dann an den Krach der Explosionen. Die Väter waren weit weg. Namen wie Stalingrad, Russland, Narwa, Berlin drangen an unsere Ohren und der Winter war kalt, das Essen war knapp und alle waren verängstigt.

Dann kamen Verwundete. Unsere Mütter und Großmütter pflegten sie; es waren deutsche Soldaten. Mit ihnen kamen bessarabische Flüchtlinge. Sie hatten fremde Namen, baten um ein wenig Essen und zogen weiter. Einige Familien blieben und wurden von den Dorfbewohnern aufgenommen.

Und dann kamen die Russen. Fremde Worte, fremder Gesang, raue Sitten - wir flohen in die Wälder.

Das war meine frühe Kindheit. Sie endete mit der Nottaufe meiner kleinen Schwester, denn anschließend an das Mittagessen folgte ein Gebet und die Frauen verabschiedeten sich schluchzend von uns Kindern, sie wurden nach Russland deportiert. Wir Kinder blieben bei den Großeltern zurück.

Die unverheirateten Frauen und die Frauen ohne Säuglinge wurden unter Polizeieskorte zum 24 km entfernten

Bahnhof gebracht. Meine zwei Tanten, die jüngsten Schwestern meines Vaters, waren auch dabei. Man verlud sie in Viehwaggons und transportierte sie nach Russland zur Zwangsarbeit. Nur Deutsche, Volksdeutsche, wurden ausgewählt. Fünf Jahre lang sollten sie Rumäniens Kriegsschuld gegenüber der damaligen Sowjetunion abarbeiten.

Die Frauen mit Säuglingen mussten sich einer Gutachterkommission stellen, die im 40 km entfernten rumänischen Blaj tagte. Zu dieser Gruppe gehörte auch meine Mutter und ihre Freundin, die Nachbar Kathi. Mein Großvater spannte die Ochsen an, die beiden Frauen wurden mit ihren Säuglingen in dicke Schafspelze gehüllt, heiße Granitsteine wurden zu ihren Füßen gelegt und die Fahrt ging in die Nacht hinein.

Meine Schwester Hanni und ich blieben bei unserer Großmutter zurück. Wir wachten bis spät, ich werde diese Nacht nie vergessen. Es war sternenklar und bitterkalt. Meine Großmutter betete und haderte mit dem Schicksal. Sie hatte vor ein paar Tagen die Pferde in der Abenddämmerung getränkt. Ein vorbeikommender Russe hatte die Pferde gesehen und sie sofort beschlagnahmt. Hätte sie die Pferde nachts zur Tränke gebracht, wäre die Fahrt der beiden Frauen mit den zwei kleinen Mädchen um ein Vielfaches leichter gewesen.

Mehrere Tage verlebten wir zwischen Hoffen und Bangen. Dann war mein Großvater eines nachts wieder da und meine Mutter halb verhungert und fast erfroren, mit zwei wimmernden, kleinen, in Schaffell gehüllten Mädchen: Ilse, unsere Schwester und Inge, das Nachbarkind.

Unsere Mutter hatte Glück gehabt, mit ihrem kranken offenen Bein. Fast zwei Jahre hatte sie diese Wunde am Bein. Ein Pferd hatte ihr mit seinem Huf das linke Bein aufgeschlitzt, vom Knie bis zum Fußansatz, hatte das Schienbein verletzt und die Wunde heilte nicht. Es gab keine Medikamente. Man wollte ihr das Bein amputieren, aber meine Großmutter ließ es nicht zu. Sie behandelte das Bein mit Heilkräutern und setzte Blutegel dran, die sie aus dem Wiesenbach holte. Jahrelang ging das so, bis die Wunde

verheilt war und nur noch eine große Narbe daran erinnerte.

Nach der Rückkehr meiner Mutter wurde ich in die Pflicht genommen und meine Großmutter schickte mich zur Schule. Eines Wintermorgens sagte sie: „Geh, mein Kind, klopf an die Klassentür und sag, ich hätte dich geschickt, du hättest einen hellen Kopf und wärst zu schlimm daheim.“ So kam ich mit knapp fünf Jahren in die Schule.

Unsere Lehrerin war fast 70. Sie hatte schon meine Mutter und meinen Vater unterrichtet. Sie war ein Fräulein, groß und schlank und ihre Fingergelenke waren von Gicht geschwollen und verformt. Wenn sie die Kreide in die rechte Hand nahm, musste sie mit den Fingern der linken Hand, die der rechten auf die Kreide drücken. Unsere Hand konnte sie beim Schreiben nicht mehr führen. Hefte und Stifte gab es nicht. Vom Dachboden einer alten Tante bekam ich eine Schiefertafel und darauf lernte ich schreiben.

Die Nachmittage nach der Schule waren schön. Wir hatten die Sonnenstrahlen, den Wald, den Bach, die vielen Blumen. Jede Stelle im Wald „Hinter dem Stein“ kannte ich und wusste, wo die ersten Schneeglöckchen zu finden waren, wo der Hundszahn blühte, *dett Märjenzehrbchen*, oder wo die zarten Blätter des Scharbockskrautes wuchsen, für eine gute Frühlingssuppe und einen etwas bitter schmeckenden, frischen Salat. Später im Jahr gingen wir Pilze sammeln, auch Erdbeeren und Himbeeren oder wir gingen baden, in den nahe gelegenen *Krater*. Da war im Sommer 1914 ein Bohrturm versunken. Man hatte versucht, die Bohrgeräte mit Ochsen- und Büffelgespannen aus der Tiefe herauszuholen. Es war nicht gelungen und Bohrturm samt Ochsen und Büffeln waren in der tiefsten Tiefe verschwunden. Dann war Erdgas, Methangas ausgeströmt, hatte sich entzündet und wochenlang züngelten die Flammen zum Himmel und machten die Nacht zum Tag. Wasser kam dann aus der Tiefe, jodhaltiges Salzwasser.

So hat man es mir erzählt.

Es brodelte, das jodhaltige Salzwasser, weil ständig Gasbläschen hochstiegen und man sagte der *Krater* habe keinen Grund. Aber das Wasser trug uns und es war ein bisschen